

All You Wanted

Taichi x Yamato

Von Nikolaus

Kapitel 11: When The Tides Come (Yamato)

gebetat by Tweetl

~ Yamatos POV ~

Gleißend schien die Sonne vom Himmel, ließ die rosa Blüten an den Bäumen aufleuchten und gab der blonden Woge um Mums Kopf einen goldenen Schimmer. Sie saß auf der Picknickdecke und malte zusammen mit Takeru in ein kleines Malbuch. Ihre Zeichnungen waren schöner, aber Takeru schien mehr Spaß an der Sache zu haben. Seine kleinen Finger umfassten fest den Buntstift und malten in weiten, kreisenden Bewegungen etwas auf das weiße Papier, während Mum sorgfältig eine Rose in die linke Ecke malte. Sie fing an zu lachen, als Dad meinte, dass Takerus Talent zum Malen genauso beschränkt sei, wie sein Talent zum Kochen.

Dads Haar war an manchen Stellen grau geworden und die Geheimratsecken wurden größer. Mum meinte dazu immer, dass es etwas habe. Es verleihe ihm einen Schein von Weisheit. Er selbst mochte sie nicht, hatte es allerdings schon lange aufgegeben, sich die anderen Haare darüber zu kämmen. Zudem hatte Takeru sowieso bei jeder Gelegenheit seine kleinen Hände in seinem Haar und machte jede Mühe zu Nichte.

Ich drehte mich auf den Rücken und schloss die Augen. Die Sonne schien durch meine Lider und ließ bunte Punkte vor meinem inneren Auge entstehen. Aber ich genoss die Wärme, das Gefühl, nichts zu tun zu müssen. Es war gut, so wie es war. Niemand verlangte etwas von mir und ich musste mich auch nicht an dem Gespräch von Mum und Dad beteiligen, oder mich mit Takeru beschäftigen. Nicht, dass ich nicht gerne etwas mit meinem Bruder machte, aber er war... laut. Ein kleiner Wirbelwind, den man nicht bändigen konnte. Es wurde mir manchmal einfach zu viel mit ihm.

„Schatz, du bist doch nicht etwa schon wieder müde, oder?“, fragte Mum und strich mir

durch das Haar. Ich konnte das Lächeln auf ihren Lippen praktisch hören. Wortlos schüttelte ich den Kopf, drehte mich auf den Bauch und sah zu ihr auf.

„Willst du nicht mit Takeru etwas malen?“

„... nein.“

Sie seufzte. Nicht böse, eher so, als ob sie gewusst hätte, dass ich das antworten würde, und es sie ein bisschen amüsierte.

„Soll ich dir mal was erzählen, Yamato?“, fragte sie, legte ihren Stift beiseite und ließ Takeru alleine weiter malen. Er schien sich nicht daran zu stören, war ganz bei der Sache und gab vergnügte Laute von sich. Dad beobachtete ihn mit einem seligen Lächeln.

„Was?“, stellte ich die Gegenfrage und konnte meine Neugierde nicht verbergen. Mum konnte wunderschöne Geschichten erzählen. Sie schmückte sie mit allen Dingen aus, erschuf eine unglaubliche Illusion, und am Ende, hatte ich jedes Mal das Gefühl, wieder gewaltsam in die Realität zurück gezogen zu werden.

„Von dem Pandabären Yama“, sagte sie und es freute mich, dass er meinen Namen hatte. Den Spitznamen, den ich anfangs überhaupt nicht gemocht hatte, war auf ihrem Einfallsreichtum gewachsen und es durften mich auch nur sie und Takeru so nennen. Sie, weil sie alles durfte, und Takeru, weil ich ihn lieb hatte und er meinen richtigen Namen öfters falsch aussprach. Dad durfte es nicht, aber ich wusste auch so, dass er niemals das Bedürfnis danach verspürte.

„Ja!“

„Also gut“, sie legte sich neben mich und pflückte eine Blume aus, die sie mir in die Hand drückte. Leicht verwirrt betrachtete ich sie, behielt sie aber, weil Mum sie mir gegeben hatte. Alles was sie mir gab, hatte in irgendeiner Weise einen wichtigen Sinn und war kostbar. „Es war einmal ein kleiner Pandabär mit dem Namen Yama. Er aß den ganzen Tag Bambusblätter und wanderte alleine durch die Wälder. Manchmal traf er auf einen anderen Pandabären, aber sobald dieser sich dazu anschickte, ein Gespräch zu beginnen, ergriff Yama die Flucht. Er mochte die Einsamkeit. Eines Tages kam eine schöne Pandabärdame zu ihm und sagte ihm, dass er ein wunderschönes Fell habe. So ein wunderschönes habe sie noch nie gesehen. Yama fühlte sich geschmeichelt, aber er verstand nicht ganz, was sie wollte. Auch nicht, als sie ihm sagte, dass es eine Schande wäre, es dies nicht weiter zu vererben. Als die Dame merkte, dass Yama nicht wirklich Wert auf ihre Gesellschaft legte, ging sie davon. Yama störte es nicht. Er lebte so weiter, wie bisher.“

Dann kam er eines Tages an einen großen Abgrund. Überall war rutschiges Geröll, aber Yama wollte unbedingt auf die andere Seite, also stieß er einen Baumstamm um und balancierte darüber. Plötzlich verlor er das Gleichgewicht und kippte zur Seite. Verzweifelt hielt er sich fest und rief um Hilfe, aber es war niemand außer ihm da. Bald konnte er sich nicht mehr halten und stürzte hinab. Und so ein schönes Fell hat bisher kein anderer Pandabär mehr gesehen.“ Sie beendete die Geschichte, indem sie ihre Stimme senkte und mich ansah. Erwartungsvoll und auch etwas traurig.

Ich sah weg.

Es bestürzte mich nicht wirklich, dass der Pandabär am Ende gestorben war. Ich mochte keine kitschigen Märchen und deshalb erzählte Mum mir auch keine von dieser Sorte. Dass, was mich störte, war die Tatsache, dass er hauptsächlich schlechte Eigenschaften hatte, obwohl er meinen Namen trug. Normalerweise hatten die Figuren mit meinem Namen ein aufregendes Leben und retteten die Welt, dieser hier starb am Ende. Einsam und ungeliebt. Es gefiel mir nicht. Die Geschichte hatte einen beunruhigend anklagenden Nachgeschmack.

„Pandabären sind vom Aussterben bedroht, Yama“, sagte Mum nach einer Weile. „Weil sie immer so viel alleine sind und die Einsamkeit suchen. Ich denke, wenn sie etwas geselliger wären, hätten sie kein Problem mit dem Überleben. Was meinst du, Schatz?“

„Keine Ahnung“, murrte ich beleidigt und drehte mich wieder auf den Rücken. Mir war vollkommen klar, dass sie damit darauf anspielte, dass ich so wenige Freunde hatte und auch nicht versuchte, es zu ändern. Aber ich mochte die anderen Kinder nun mal einfach nicht. Was sollte ich denn dagegen tun? Außerdem war ich erst vor Kurzem sieben geworden, da konnte sich noch so vieles ändern. Wer wusste schon, ob ich später vielleicht nicht ganz viele Freunde haben würde?

„Willst du nicht zu mit Takeru auf den kleinen Spielplatz gehen?“, versuchte sie es weiter und spielte mit meinen Haarsträhnen. „Da findet ihr sicher noch ein paar andere Kinder zu spielen. Dann wird es euch hier nicht so langweilig.“

„Mir ist nicht langweilig“, erwiderte ich.

„Aber Takeru vielleicht“, hielt sie dagegen.

„Dem auch nicht. Er malt.“

„Bitte, Yama“, flehte sie. Ich murrte leise und rappelte mich hoch. Krabbelte zu meinem kleinen Bruder und nahm ihm den Stift aus der Hand. Er sah mich anschuldig an.

„Komm schon, Takeru“, sagte ich und lächelte ihn an. „Wir gehen auf den Spielplatz.“

„Wirklich?“, er grinste begeistert und ließ sein Malbuch unbeachtet auf der Decke liegen. „Toll! Kommen Mama und Papa auch mit? Sind da andere Kinder?“

„Nein, TK“, sagte Mum lächelnd und strich mir durchs Haar, gab mir einen Kuss auf die Stirn und tat bei Takeru das Selbe. Ich mochte es, auch wenn ich es nie sagen würde. „Wir kommen nicht mit. Aber ich bin mir sicher, dass da noch ganz viele andere Kinder sind. Und bleibt in der Nähe, wir wollen euch im Auge behalten können. Sobald was passiert, schreit ihr und kommt sofort zurück, ja?“

„Ja, Mama“, antworteten wir synchron und ich nahm Takeru bei der Hand. Sofort klammerte er sich an mich und ging ganz dicht neben mir, wie als hätte er Angst, ich könnte ihm davon laufen. Ich ging mit ihm zum Spielplatz und während er sich in den

Sand stürzte und sofort mit ein paar Mädchen zu reden anfang, setzte ich mich auf einen umgefallenen Baum und stützte den Kopf auf die Hände.

Spielplätze waren doof. Sandkästen waren doof. Picknicke, bei denen ich mit anderen Kindern spielen sollte, waren auch doof. Aber ich sagte nichts dagegen, es würde Mum nur unnötig weh tun. Seit sie in letzter Zeit so nah am Wasser gebaut war und ständig die runden Tabletten schluckte, schien sie generell etwas empfindlicher zu sein. Wahrscheinlich hatte sie mir deshalb die Geschichte mit dem Pandabären erzählt.

Ich schabte mit der Fußspitze im Sand.

Nach einer Weile setzte sich ein Junge neben mich. Er hatte schwarze Haare und braune Augen. Zuerst sagte er nichts, trommelte nur mit den Beinen gegen den Baumstamm. Dann sah er zu mir und fragte: „Wie heißt du?“

„Yamato“, sagte ich. Ich wollte mich nicht mit ihm unterhalten und hoffte, dass er bald wieder ging. Er schien zu merken, dass ich ihn nicht in meiner Nähe haben wollte.

„Bist du traurig?“, fragte er.

„Nein.“

„Willst... willst du nicht, dass ich da bin?“

„Ja.“

„Wieso?“, wollte er wissen und sah mich verwirrt an. Auf mein „Weil ich dich nicht mag“, sah er noch komischer drein. Seine Augenbrauen verschwanden unter dem schwarzen Haar.

„Du kennst mich doch gar nicht“, sagte er sachlich. „Dann kannst du doch auch noch nicht wissen, ob du mich magst oder nicht.“

„Mir egal“, erwiderte ich desinteressiert und sah weg.

„Du bist ganz schön öde, weißt du das?“, er klang ein bisschen beleidigt. Ich wusste, dass ich nicht nett gewesen war und wäre Mum jetzt hier, hätte ich mich sofort entschuldigen müssen, aber sie lag auf der Picknickdecke, ganz weit weg von mir.

„Mir egal“, wiederholte ich. Mir fiel die Geschichte mit dem Pandabären ein, der sofort die Flucht ergriff, wenn jemand anderes mit ihm reden wollte. Ich ergriff nicht die Flucht.

„Du bist ein Blödmann, Yamato“, sagte er sauer und stand auf. Ich hob kurz den Kopf und beobachtete, wie er mit großen Schritten davon ging. Irgendwie fühlte ich mich ein bisschen mies, weil ich so böse gewesen war. Aber ich hatte einfach nicht mit ihm reden wollen. Er war einfach zur falschen Zeit gekommen.

Und ich würde schon nicht alleine in einen Abgrund fallen, nur weil ich ihn jetzt weggeschickt hatte.

Wir gingen erst wieder, als Takeru sich mit einem anderen Jungen in die Haare kriegte und sie sich zu hauen angingen. Ich ging dazwischen, packte meinen kleinen Bruder am Arm und warf dem Jungen ein paar Schimpfwörter an den Kopf, die dieser nicht verstand. Er wich meinem bösen Blick aus und fiel zurück in den Sand, Takeru stapfte triumphreich neben mir daher. Mum machte ein erschrockenes Gesicht, als sie Takerus aufgeplatzte Augenbraue sah, aber im Nachhinein schien es nicht so schlimm zu sein.

Wir liefen zurück zum Auto, luden die Sachen ein und Takeru und ich setzten uns auf die Rückbank. Dad lobte Takeru dafür, dass er sich das nicht hatte gefallen lassen, Mum hielt entrüstet dagegen. Ich schwieg, zog die Beine an und sah aus dem Fenster. Dads überschwängliche Reden gegenüber Takeru war ich gewohnt.

Auf der Fahrt nach Hause war es ruhig.

Aber gegen Ende, fing Mum an zu weinen und hörte auch nicht damit auf, als Dad anfing, sie anzuschreien. Takeru begann ebenfalls zu weinen, was Dad nur noch wütender machte. Er drückte mächtig aufs Gaspedal und fuhr uns in einem so raschen Tempo nach Hause, dass mir fast übel wurde. Die Landschaft raste nur so an uns vorbei, ein Gewirr aus Braun und Grün.

Takeru hörte nach einer Weile auf zu weinen und schlief auf seinem Kindersitz ein, den großen, braunen Teddybären fest an sich gedrückt. Mum saß zitternd vorne aus dem Sitz, ein Taschentuch auf Nase und Mund gedrückt, und schluchzte unterdrückt. Dad machte ein grimmiges Gesicht, wie als wollte er nur schnell weg von hier. Seine Lippen waren ein schmaler Strich und sein Dreitagebart ließ ihn sehr alt aussehen. Mir war noch nie richtig aufgefallen, wie alt er war. Er bemerkte meinen Blick und sah mich aus dem Rückspiegel böse an.

Ich schaute weg.

Nach ein paar Minuten kamen wir mit quietschenden Reifen vor unserem Haus an. Ein kleines Haus, eigentlich nur für zwei Personen gedacht. Takeru und ich mussten uns ein Zimmer teilen. Ich mochte es eigentlich, aber wenn er mich bei den Hausaufgaben nervte, wünschte ich mir oft, ein eigenes Zimmer zu haben. Außerdem knarrte das obere Bett unseres Hochbettes, weil Takeru so oft darauf herum gesprungen war. Dad schaltete den Motor ab und Mum stürmte sofort aus dem Auto.

Ich beugte mich zu Takeru hinüber und weckte ihn sanft. Er murrte und streckte mir seinen Teddy entgegen, in der stummen Aufforderung, ihn zu für ihn zu halten, während er den Gurt löste und aus dem Auto krabbelte. Ich nahm das Plüschtier entgegen und wartete. Es war ein ganz großer Vertrauensbeweis von Takeru, dass er mir Mr. Pepper gab, schließlich durfte ihn sonst niemand anfassen. Zusammen gingen wir ins Haus, Dad direkt hinter uns. Er versuchte mal wieder, Takeru davon zu überzeugen, dass große Jungen keinen Teddybären mehr brauchten, aber mein Bruder hörte nicht auf ihn, sondern nahm meine Hand und zog mich nach oben.

Wir gingen zu dem Zimmer unserer Eltern und klopfen an die Türe. Wir konnten ihre

Stimme hören, aber ihre Worte waren nicht an uns gerichtet. Sie weinte, schrie auf und warf etwas gegen die Wand. Das hatte sie öfters.

„Was ist mit Mama?“, fragte Takeru leise und drückte sich an meine Seite.

„Ich glaube, ihr ist ein bisschen schlecht“, sagte ich. „Wir sollten sie besser in Ruhe lassen.“

„Aber sie weint“, erwiderte er.

„Trotzdem“, ich zog ihn in unser Zimmer und während er anfang mit seinen Spielzeugautos auf der Rennbahn herum zu fahren, holte ich meine Gitarre aus der Ecke und übte. Mein Traum war es, einmal eine große Gitarre zu besitzen. Mit Metallseiten, Plektron und allem Drum und Dran. Möglicherweise auch eine E-Gitarre. Doch dafür brauchte ich Geld und Talent, deshalb übte ich jeden Tag.

Takeru setzte sich nach einiger Zeit neben mich und hörte mir abwesend zu, während das leise Weinen von Mum durch die Wände drang. Dad telefonierte laut im Erdgeschoss.

Wir verzichteten an diesem Abend auf das Essen, bis auf ein paar Schokoriegel und ein Butterbrot für den unersättlichen Takeru, gab es nichts. Nachdem wir uns die Zähne geputzt und uns umgezogen hatten, versuchten wir es noch einmal bei Mum, aber sie antwortete nicht.

Unter der Tür schien kein Licht hindurch.

„Komm“, sagte ich leise zu Takeru und nahm in bei der Hand. „Wir gehen schlafen.“

Er nickte.

Ein lauter Schrei von unten ließ uns zusammen zucken. Ich schubste Takeru ins unser Zimmer und schloss die Türe. Er sah mich mit ängstlichem Blick an. Ich versuchte zu lächeln, aber es fiel unsagbar kläglich aus. Obwohl es Takeru nicht aufzuheitern schien, kletterte er nach oben in sein Bett und sah zu mir hinunter.

„Schläfst du heute bei mir?“, fragte er.

Ich zögerte.

„Dad sagt doch immer, das machen große Jungen nicht.“

„Dad sagt auch, dass Mr. Pepper doof ist“, erwiderte er mürrisch. Ich schaltete das Licht aus und blieb einen Moment unschlüssig vor dem Hochbett stehen. Dann erklimm ich die ersten Sprossen und kletterte zu ihm ins Bett. Er machte ein glückliches Geräusch und drückte sich ganz fest an mich, schlang die Arme um meinen Oberkörper. Ich fühlte mich wohl. Zwar war es etwas peinlich, aber ich mochte es mit Takeru in einem Bett zu schlafen. Es beschützte mich vor Alpträumen und die Angst die in mir aufstieg, wenn die Schreie aus dem Nachbarzimmer ertönten, war nicht so schlimm, wie wenn ich alleine schlief. Ich drückte mich an ihn, zog die Decke bis zur Nase hoch.

Der arme Mr. Pepper wurde zwischen uns erquetscht.

Dann hörte ich den Knall.

Mit einem lauten Schrei fuhr ich aus dem Schlaf.

Mein Herz raste, pochte so laut, dass ich meinen flachen, hektischen Atem kaum hörte. Ich war von Schweiß durchnässt, meine nassen Haare, die Decke und das Laken klebten an mir. Mit bebenden Händen strich ich mir die Strähnen aus dem Gesicht, schlug die Decke zurück und schwang die Beine aus dem Bett. Wacklig stand ich auf, ging langsam zum Fenster hinüber und öffnete es. Kalte Luft schlug mit entgegen, der Schweiß auf meiner Haut fühlte sich an wie Eis.

Ich atmete tief ein und lehnte mich zitternd an den Fensterrahmen.

Es war einer der Träume gewesen, die mich eigentlich schon seit Jahren nicht mehr heimsuchten. Die Träume, die zwischen Schrecken und Glück, Dunkelheit und Licht hin- und her schwankten. Ich wusste nicht, ob das alles wirklich damals so passiert war, so genau konnte ich mich nicht mehr entsinnen, aber dass dies alles Realität gewesen war, wusste ich. Mum hatte mir wirklich die Geschichte erzählt, der Junge war am Spielplatz zu mir gekommen. Ich hatte bei Takeru geschlafen und den Schuss gehört.

Es stellte sich heraus, dass Takeru den Schuss nie gehört hatte. Er war nur aufgewacht, weil ich mich plötzlich so hektisch bewegt hatte und aus dem Zimmer gerannt war. Als ich damals die Türe zu Mums Zimmer öffnete, war es dunkel. Nur das fahle Mondlicht schien in den Raum, enthüllte genügend, um sich für immer in meine Erinnerung zu brennen.

Die Tabletten, die Mum früher genommen hatte, waren gegen ihre Schizophrenie gewesen, unter der sie erblich bedingt litt. Die Depressionen hatten sich daraus ergeben. Dad hatte nie wirklich damit umgehen können, war schnell aggressiv und wütend geworden. Der Tränenausbruch im Auto war wegen der Depression gekommen. Damals hatte ich das noch nicht gewusst, aber Dad hatte das alles dem Notarzt erzählt, der sie damals abgeholt hatte. Ich war mit ihm mitgefahren und nach einigem Zögern erzählte er es auch mir.

Sie hatte sich mit der Waffe erschossen, die neben ihrem Kopf lag. Ein einziger Schuss, direkt ins Gehirn, sofortiger Tod. Ich hatte es nie begriffen, schließlich schien sie immer so glücklich. Aber innerlich war sie tausend Tote gestorben, die Stimmen hatten sie um den Verstand gebracht. Der Notarzt meinte, ich sei noch zu jung dafür und in gewisser Weise hatte er auch Recht, aber ich wollte es einfach Wissen. Die Neugierde der kleinen Kinder.

Sie brachte mich jahrelang um den Schlaf.

Auf Takerus Frage heute Abend, wie Mum gestorben sei, hatte ich nicht geantwortet. Aus einem ganz simplen Grund: Ich hatte die Freude in seinen Augen glänzen gesehen, die Sympathie für Mum, an die er sich nur noch so schemenhaft erinnern konnte. Er sollte sich dieses positive Bild nicht dadurch zerstören, dass sie sich selbst ermordet hatte. Dass sie an einer Krankheit gelitten hatte, die auch in uns stecken konnte.

Der junge Notarzt hatte damals gesagt, dass wir spätestens bei unserer Volljährigkeit jemanden aufsuchen sollten, der uns sagen konnte, ob wir ebenfalls darunter litten oder nicht. Natürlich wäre das sinnlos, wenn wir schon seit geraumer Zeit Stimmen hörten, die uns zum Selbstmord rieten.

Ich hatte Angst davor, selbst einmal so zu werden. Panische Angst. Aber der junge Notarzt hatte gemeint, dass es ganz unterschiedlich sein konnte. Manchmal vererbte es sich und manchmal nicht. Er hatte mir den Kopf getätschelt und gesagt, dass ich mir darüber keine Gedanken zu machen bräuchte, wahrscheinlich würde es mich nicht treffen. Und ich hatte sein freundliches Lächeln gesehen und ihm geglaubt. Und das tat ich jetzt immer noch.

Oder?

–

„Du bist ganz schön blass“, sagte Taichi besorgt und blieb stehen. Ich sah ihn nicht an, blickte hinüber auf den dicht besiedelten Schulhof. Vor ein paar Tagen hatte mich niemand dort gekannt. Seit gestern wussten sie nicht nur alle wie ich heiß hieß, sondern auch noch, dass ich in aller Öffentlichkeit einen Nervenzusammenbruch hatte. Sie hatten es schließlich alle gesehen. Alle.

Mir wurde übel.

„Bist du dir sicher, dass du heute schon wieder in die Schule willst?“, fragte er und strich über meinen Arm. „Es würde dir keiner übel nehmen, wenn du's nicht tust, schließlich...“

„... haben sie ja alle gesehen, dass ich wie ein Irrer zusammen gebrochen bin, ja ich weiß“, fauchte ich zurück. „Danke für die Erinnerung. Es wird so schon schlimm genug werden.“ Ich zog meinen Arm zurück, presste ihn an meine Brust. Es gab keinen Grund böse zu Taichi zu sein und es tat mir im gleichen Moment schon wieder leid. Er würde der Einzige sein, der mich heute nicht komisch von der Seite ansehen und über mich tuscheln würde, ich sollte ihn nicht vergraulen. „Ich... tut mir leid. Das war nicht so gemeint.“

Er lachte und legte mir einen Arm über die Schulter.

Der Körperkontakt war ungewohnt, aber ich mochte ihn. Ich fühlte mich gleich nicht mehr so klein und schutzlos. Es war dumm, dass ich mich so an ihn hängte, mich selbst so von ihm abhängig machte, aber ich konnte nichts dagegen tun. Taichi hatte etwas, was mich anzog, wie die Motten das Licht. Dabei wusste ich doch, dass es im Nachhinein so nur noch mehr schmerzen würde, wenn ich letztendlich wieder alleine da stand.

„Kein Problem“, sagte er gutmütig. „Ich wäre auch etwas nervös. Und... ach ja...“ Er stockte und lief rosa an.

Misstrauisch zog ich die Augenbrauen zusammen.

„Was?“

„Ich hab mit Shusuke gesprochen und...“, er zögerte. „Yama, es tut ihm wirklich Leid. Dein Zusammenbruch von gestern hat ihm die Augen geöffnet. Er würde sich gerne bei dir entschuldigen. Er...“ Ich unterbrach ihn, in dem ich mich unsanft von ihm löste und ihn böse ansah.

Er erwartete doch nicht wirklich, dass ich nach einer simplen Entschuldigung einfach so mit Shusuke wieder im Reinen war! Er hatte mich fünf elendige, lange Jahre über traktiert, geschlagen und gedemütigt. Ein einfaches *Es tut mir leid* reichte da nicht. Wahrscheinlich würde er es in ein paar Monaten schon wieder vergessen haben und dann würde es wieder von Vorne losgehen. Er, zusammen mit seinem hirnlosen Freund, war der Grund gewesen, weshalb ich die Schule gehasst und mich vor ihr gefürchtet hatte!

Es hatte mich *so viel* Überwindung gekostet jeden Morgen durch das Tor zu treten, in der ständigen Angst, in einem der Flure von ihnen überfallen zu werden. Ich konnte ihre Stimmen in meinem Kopf hören, ihr Lachen und ihre Anschuldigen, all das vermischt mit der Panik, die Krankheit meiner Mutter geerbt zu haben, und schizophren zu werden. Irgendwann einmal in einer Irrenanstalt zu landen, einsam und verlassen und von niemandem geliebt zu sterben, in den Abgrund fallen und keiner würde mich je wieder sehen, geschweige denn an mich denken, weil ich so unfreundlich gewesen war und niemanden an mich heran gelassen hatte, wie dieser verdammte Pandabär!

Da half sicherlich keine Entschuldigung, egal wie ernst gemeint sie war. Egal, wie Leid es ihm tat und wie sehr es ihm die *Augen geöffnet* hatte. Weder Shusuke noch Taichi wussten, wie es war, Opfer solcher Peinigung zu werden. Für sie war das Leben bunt und fröhlich, sie besaßen in ihrem Leben kein einziges Problem. Sie wurden nicht von der Außenwelt abgeschlossen und waren selbst nicht einmal zu unfreundlich, um sich wenigstens an ihrem Rand festklammern zu können. Sie liefen nicht jeden Tag am rutschigen Abgrund entlang und drohten zu stürzen, mit dem Hintergedanken, dass es doch sowieso egal wäre. Dass sich doch sowieso niemand darum scheren, geschweige denn, sie vermissen würde.

Was dachten sie denn, was ich war? Eine Puppe, bei der man den Schalter umlegte und dann einfach so weiter lebte, wie bisher? Mal ganz davon abgesehen, dass es bei mir kein *bisher* gab.

„Yama, komm schon. Ich hab ihm gesagt, du würdest mit ihm reden“, sagte er leise und fügte hastig hinzu: „Du musst ja nichts sagen. Hör ihm einfach zu.“

„Nein“, sagte ich kalt und verschränkte die Arme vor der Brust.

„Was *>nein<?*“, wiederholte er verwirrt. Er schien einfach nicht begreifen zu wollen, dass es nicht so einfach war, wie er dachte. „Du musst nicht mal was sagen. Sei einfach dabei und... mein Gott, tu nur so, als ob du zuhören würdest. Es würde ihm sicherlich helfen, sich von seinen Schuldgefühlen zu befreien.“

Einen Augenblick lang, hatte ich das Gefühl, mich einfach verhöhrt zu haben. Dann wurde mir klar, dass das nicht der Fall war.

Taichi stand vor mir und verlangte allen Ernstes, dass ich Shusuke dabei helfen sollte, seine Schuldgefühle zu beseitigen, falls denn überhaupt welche vorhanden waren. Denn wo waren seine Schuldgefühle die letzten Jahre gewesen? Hatte er sie in eine Schublade gesperrt oder sich gestern erst welche bei Taichi geliehen? Hatte es ihm denn ein schlechtes Gewissen bereitet, wenn ich mich vor Schmerzen kaum auf den Beinen halten konnte und mein Blut an seinen Händen klebte?!

„Nein“, sagte ich erneut und diesmal zitterte meine Stimme. Das erste Mal in meinem Leben nicht vor Angst, Panik, Verzweiflung oder Verwirrung. Sondern vor Wut. Es tat gut dieses Gefühl, dass schon all die Jahre in mir gelodert, ich jedoch jedes Mal gelöscht hatte, endlich ein Mal auszuleben. Ein Wandel in meinem Leben, der mich sicherlich um die Freundschaft von Taichi brachte und mich zurück in die Isolation schubste, aber in diesem Moment war es mir egal. Ich wollte einfach nur verhindern, Shusuke zu einem guten Gefühl zu verhelfen, während ich mit meinen Schäden weiterleben musste. „Wieso sollte ich das tun?“

„Er ist mein bester Freund“, sagte Taichi. „Wir kennen uns schon seit wir ganz klein sind. Und glaub mir, ich hab ihn noch nie so reumütig gesehen. Es tut ihm wirklich leid. Er war ganz aufgelöst am Telefon.“

„Oh, wirklich?“, fragte ich desinteressiert.

„Ja!“

„Na wie toll für ihn“, ich lachte trocken. Noch nie war ich so kalt gewesen. Und doch war es ein gutes Gefühl... ein eigenartig stumpf gutes Gefühl. „Aber wieso hat er nicht geheult? Vielleicht hätte ich es dann getan.“

„Sag mal, hast du sie noch alle?“, erwiderte Taichi sauer. Es versetzte mir einen leichten Stich, ihn so zu sehen. Der Moment, in dem wir wieder unsere eigenen Wege gingen, rückte immer näher. „Wie kannst du so was nur sagen? Es tut ihm wirklich Leid und er will sich bei dir entschuldigen. Du kannst doch nicht einfach so tun, als ob es

dich nicht interessiert. Er wollte dich schließlich nicht umbringen oder so.“

„Denkst du? Für mich hat es sich auf alle Fälle so angefühlt.“

„Jetzt stell dich nicht so an! So schlimm kann es nicht gewesen sein!“

„Wurdest du von diesen beiden Idioten zusammengeschlagen oder ich?“, fauchte ich zurück und presste wütend die Lippen aufeinander.

Ich stritt mich mit Taichi. Dem einzigen Menschen, der mich je so angenommen hatte, wie ich war. Ich machte alles kaputt. Mit meinem dämlichen Widerstand.

„Yama, du...“, er stockte und biss sich auf die Zunge. Atmete geräuschvoll aus. Es ärgerte mich, dass er jetzt einfach so aufhören wollte. Wenn unsere Freundschaft schon zu Ende gehen sollte, dann wenigstens mit Posaunen und Trompeten. „Wir kennen uns wirklich schon lange. Und es tut ihm echt leid.“

„Ach, auf einmal.“

„Wirklich, er wollte das nicht.“

„Und wieso hat er's dann getan? War es der Stoff für seine nächste Wissenschaftsstudie oder war er einfach zu blöd, um selbst zu merken, dass er das gar nicht wollte?“

„Jetzt stell ihn nicht als Idioten hin“, sagte Taichi ruhig.

„Er ist einer.“

„Nein, ist er nicht.“

„Aber auch nur, weil er dich nicht schlägt, oder?“, erwiderte ich giftig.

„Das würde er nicht wagen. Er hätte keine Chance“, sagte er und mir fiel einen Augenblick früher als ihm auf, was er gesagt hatte. Er sah mich entsetzt an und öffnete den Mund, um etwas hinzuzufügen, aber ich gab ihm nicht die Möglichkeit dazu.

„Klar, verstehe. Weil ich zu schwach dafür bin“, schoss ich wütend zurück. „Da wundert es mich ja wirklich, wieso nicht auch noch die andere Hälfte der Schule auf mich einschlägt. Wirklich, Taichi, sehr treffend. Der arme kleine Yamato ist nicht fähig, sich gegen zwei Leute zu wehren, die stärker als er sind und in der Überzahl. Pah, es wäre ja lächerlich, wenn man da unterliegt, nicht wahr? Du musst es ja wissen, als Fußballstar, der von allen angehimmelt wird. Bestimmt hast du das schon ganz, ganz oft in deinem Leid geplagten Dasein erlebt, oder?!“

„Yama, es tut mir leid, wirklich, ich...“

„Halt die Klappe“, fuhr ich ihn mit bebender Stimme an und spürte gleichzeitig, wie die Verzweiflung in mir aufstieg. Heiße Tränen brannten schmerzhaft in meinen

Augen. Taichi war ein Idiot. Und ich war ein Idiot, weil ich mich jemals auf ihn eingelassen hatte. Die Ahnung, dass Schmerz kommen würde, wenn das Band brach, bewahrheitete sich, ebenso wie das Wissen, dass ich mich nicht so an ihn hätte hängen sollen. Ich war einfach unfähig, mit jemandem über einen längeren Zeitraum zusammen zu sein. Ein Wunder, dass mein Bruder mich über all die Jahre aushielt ohne einfach davon zu laufen.

Ich hätte es schon längst getan. Ganz sicher.

„Jetzt sei nicht so. Es wird dich schon nicht umbringen, wenn du ihm zuhörst“, sagte er und der letzte Teil von seinem Satz wurde von dem Vorgang verschluckt, der jeden Tag den in zehn Minuten beginnenden Unterricht ankündigte. Ich schenkte Taichi noch einen wütenden Blick, damit er nicht merkte, wie die Wogen in meinem Innern aufgewühlt wurden, und ging davon. Er rief mir hinterher, aber ich blieb nicht stehen.

Jetzt war es vorbei.

Die Welle schlug mit einer solchen Macht über mich zusammen, dass ich kaum die Blicke meiner Mitschüler bemerkte. Was interessierte mich schon, was sie dachten? Ich balancierte gerade wieder am Abgrund entlang und momentan kam er mir so verlockend vor, wie nie. Das Verlangen, mich einfach in die Tiefe fallen zu lassen, wurde übermächtig. Mit zitternden Händen strich ich über die Narben an meinem linken Handgelenk, die nur noch weiße Striche waren und mich doch so sehr daran erinnerten, dass ich oft die Möglichkeit gehabt hätte, das Alles zu beenden.

Wieso hatte ich es nicht getan? Nur wegen Dad und Takeru? Sie hätten sicherlich schon einen Weg ohne mich gefunden. Schließlich war es nach Mums Tod auch weiter gegangen, wenn doch mehr indirekt. Dad war danach praktisch aus unserem Leben verschwunden und meines spielte auf der Klippe, während Takeru außerhalb von uns beiden lebte.

„Hey, Ishida!“

Ich ignorierte den Ruf. Ich wollte jetzt mit niemandem reden, weder mit einem Lehrer noch mit einem Schüler. Aber die Person ließ mich in Ruhe, packte mein Handgelenk und zog mich zurück. Wütend drehte ich mich und starrte direkt in das bleiche Gesicht von Yuri Aron. Die grünen Augen waren farblos, die Haare wieder blond. Ich riss meine Hand los.

„Was ist?“, fauchte ich ihn an und bemerkte mit einer gewissen Genugtuung, wie er zusammen zuckte. Dann tat es ihm jetzt also auch Leid?
Wie gütig.

„Ich wollte dir sagen, dass... es tut mir leid. Wir wollten dich nicht so quälen, ehrlich. Aber dein Zusammenbruch von gestern...“

„Wer sagt, dass das wegen euch war?“, fuhr ich scharf dazwischen. Natürlich war die Annahme dumm, dass es aus einem anderen Grund passiert war. Schließlich war das nur all zu offensichtlich und es kam auch nicht sonderlich überzeugend rüber. „Und

selbst wenn“, fügte ich hinzu, „kann es dir doch egal sein, oder? Schließlich hat es dich die letzten Jahre auch nicht gejuckt.“

Er schien etwas überrumpelt davon, dass ich auf einmal so viel sprach. Bei all unseren Zusammentreffen hatte ich so gut wie kein Wort gesagt, und selbst wenn ich etwas von mir gegeben hatte, dann nur auf ihre Aufforderungen hin. Aber jetzt verspürte ich nicht das Gefühl, gefügig zu werden. Ich war sauer. Wütend. Enttäuscht. Traurig. Verzweifelt. Und noch so viel mehr. Doch es gelang mir nicht, diesen Gefühlen Luft zu machen und ich wünschte mir nur noch einen Raum, worin ich mich einsperren konnte, um mich in den Wellen zu ertränken.

„Aber es tut...“

„Es ist mir egal, okay?“, ich krallte die Finger in mein Handgelenk, presste es an meinen Bauch. „Weder deine dumme Entschuldigung, noch die von Shusuke macht das einfach wieder ungeschehen, verstanden? Wenn es euch so Leid tut, hättet ihr damals nicht damit anfangen sollen, dann gäbe es jetzt keinen Grund dazu. Also haut endlich ab und lasst mich in Ruhe! Eure falsche Betroffenheit könnt ihr euch sonst wohin schieben – geht zu Taichi, der hat ja so viel Verständnis für euch!“ Ich wirbelte auf den Absätzen herum und rannte durch die Schülermassen, rempelte Dutzende von ihnen an und kümmerte mich nicht um ihre Blicke oder ihre Ausrufe. Ich wollte nur noch weg.

Weg von Shusuke und Yuri und Taichi, die einfach nicht verstanden, dass es nicht durch ein paar Worte besser wurde. Meine Welt besaß dadurch einen großen Riss und den konnte ich nicht mit Luft wieder zusammen kleben, so viel stand fest. Natürlich konnten sie nicht mehr tun, aber die Wut darüber, war einfach zu groß. Es reichte mir nicht. Es würde nie reichen.

Ich wollte weg von all den Blicken, die sich wahrscheinlich auch noch daran labten, dass ich den Zusammenbruch gehabt hatte und sie endlich etwas besaßen, worüber sie den ganzen Tag lang reden konnten.

Und weg von meiner eigenen Inkompetenz. Von dem Wissen, wieder etwas zerstört zu haben, was so gut angefangen hatte.

Hastig schlug ich die Türe hinter mir, als ich die Toilette erreicht hatte. Niemand außer mir war hier, weder die Schulschwänzer, die den ganzen Tag hier verbrachten, noch die Raucher, die hier ihr Zigarettendepot hatten, oder die Leute, die wirklich aufs Klo mussten.

Aber es war mir ganz recht.

Ich schloss mich in einer der Kabinen ein und lehnte mich an die Wand, rutschte langsam daran zu Boden. Schloss die Lider. In meinem Kopf schwirrten die Gedanken umher, ich sah die Bilder vor meinem inneren Auge umher blitzen, konnte keines davon ergreifen und festhalten. Jedes Mal, wenn ich die Hand ausstreckte, zerflossen sie zu rauchigem Dunst und glitten durch meine Finger hindurch. Die Welle der Emotionen umspülte mich und meine Gefühlslage wechselte von Sekunde zu

Sekunde.

Nichts war von Dauer, nichts relevant.

Meine Augen begannen zu brennen, meine Hände zu zittern. Ich wollte schreien, weinen und lachen. Alles auf einmal. Die ersten Tränen flossen meine Wangen hinab und tropften auf mein T-Shirt. Ich fühlte mich unglaublich dämlich, weil ich hier in der Schule saß und heulte. Ich war unglaublich sauer, weil Taichi nicht einsehen wollte, dass man tausend Schläge nicht mit Worte heilen konnte. Ich war unsagbar traurig, weil ich gerade meinen besten und einzigen Freund vergrault hatte.

Wie von selbst glitten meine Hände in meine Tasche und suchten nach der Taschentuchpackung. Ewigkeiten schleppte ich sie mit mir herum, aber nur selten war sie zum Einsatz gekommen. In der schlimmsten Phase meiner Verzweiflung hatte ich sie eingepackt, weil ich damals gedacht hatte, ich würde irgendwann einfach platzen. Genau das Gefühl hatte ich jetzt auch. Nur noch viel, viel schlimmer.

Das kalte Metall fühlte sich gut an in meiner Hand, als ich es aus der Verpackung heraus holte und aus den Taschentüchern wickelte. Die Klingen waren alt, fast schon brüchig. Wahrscheinlich würde der Schmerz eher durch die Infektion, als durch den Schnitt ausgelöst werden. Aber das war mir momentan egal. Ich wollte nur noch, dass die Flut zu fließen aufhörte und ich endlich wieder ruhig atmen konnte. Dass mein Herz nicht mehr so heftig schlug und die Panik, vermischt mit Wut und Verzweiflung, verschwand.

Meine Hand zitterte. Ich krallte die Finger fest um die scharfe Klinge, um es zu unterdrücken, und sie riss sofort die dünne Haut auf. Das Gefühl war bekannt. Ich setzte es an meinem Handgelenk an und zog. Mit einem Ruck. Mit aller Kraft.

Der Schmerz kam schnell. Pochend. Überwältigend.

Mit tränenden Augen starrte ich hinunter und presste dann das Handgelenk an die Brust, während ich von den Schluchzern geschüttelt wurde, nicht richtig atmen konnte. Meine Nase war verstopft, mein Mund fühlte sich klebrig und viel zu klein an. Die Welt verschwamm vor meinen Augen, ich nahm nur noch das Pochen in meinem Unterarm wahr. Sah in dem Farbewirrwahl das Rot so deutlich heraus, wie als würde es leuchten.

In meinem Kopf konnte ich Schritte hören, die lauter wurden und stoppten.

Sofort stieg in mir die Verzweiflung auf, letztendlich doch von der Krankheit eingeholt worden zu sein, und der nächste Schnitt folgte. Anhand des aufflammenden Schmerzes war es nicht der erst der Zweite, aber die anderen waren mehr unbewusst geschehen. Ich versuchte, den Tränenfluss zu stoppen und hielt für einen Moment die Luft an. Die Schwärze kroch augenblicklich in mein Sichtfeld, ich schnappte nach Luft. Eigentlich war mir bewusst, dass ich es in so einer Situation nicht heraus fordern durfte, Ohnmächtig zu werden.

Zu Hause wäre es egal, aber hier musste ich eigenhändig und vor allem rechtzeitig

wieder von hier verschwinden und die Spuren verwischen. Das ging nicht, wenn ich bewusstlos war und mich wahrscheinlich irgendjemand fand. Nicht weil er nach mir suchte, sondern, weil er aufs Klo musste. Die Vorstellung, dass nach diesem Morgen überhaupt noch jemand nach mir suchte, war absurd. Mein Talent, alles und jeden zu vergraulen, hatte sich wieder bewiesen und war zu meinem einzigen Talent geworden.

Wieder erklangen die Schritte. Lauter, näher.

Ich kniff die Augen zu und betete, dass ich sie mir nicht einbildete. Und gleichzeitig hoffte ich doch, dass sie nur Suggestion waren. Es sollte jetzt niemand hier sein und mich sehen. Ich wollte niemanden bei mir haben.

Auf meinem Oberschenkel breitete sich ein warmes Gefühl auf und mir war klar, dass das Blut anfang zu fließen. Kurz richtete ich den Blick nach unten, aber noch immer nahm ich alles mehr abwesend und verschwommen wahr. Richtig atmen konnte ich auch nicht. Mit der Hand, mit der ich die Klinge hielt, wischte ich mir über Nase und Mund. Der Geruch auf der Toilette war eklig, wie auf jeder Schultoilette, aber es war auszuhalten. Sie mussten erst vor Kurzem geputzt haben.

Wieder senkte ich die Hand und wie von selbst, setzte sie den nächsten Schnitt. In meinen Ohren hallte eine leise Stimme. Sie sagte etwas, was ich nicht verstehen konnte.

Dann hörte ich einen Schrei.

Ich zuckte zusammen, presste mich erschrocken an die Wand hinter mir. Noch nie war die Einbildung in meinem Kopf so real gewesen wie jetzt. Oder war es doch nur wieder ich, der schrie? Ich horchte, aber es war nicht ich. Eine Türe knallte und aufgeregtes Stimmengewirr folgte. Die Kraft meiner Halluzination oder der Stimmen in meinem Innern überraschte mich. Auch wenn ich sie nicht verstand, waren sie doch erschreckend nah. Wie als würde jemand neben mir stehen.

Aber ich wusste, dass ich alleine war.

Etwas packte mich an den Schultern. Ich wand mich, krallte die Hand um die Klinge und zog die Knie an. Legte die Stirn darauf und wusste, dass dort wirklich niemand war, auch wenn sich die Finger so real anfühlten. Der Druck, das Schütteln. Aber hier war nur ich. Ich, ich, ich, ich. Keine fremden Hände, keine fremden Stimmen. Nur das Pochen hinter meiner Stirn, das wirre Reden in meinem Kopf. In Wirklichkeit fand mich niemand. In Wirklichkeit saß ich noch immer auf dem kalten Boden, heißes, klebriges Blut zwischen den Fingern.

In Wirklichkeit war ich immer noch alleine hier.

Mit der rostigen Klinge in der Hand, dem dumpfen Pochen im ganzen Körper. Mit den bebenden Lippen und dem rasselnden Atem.

Nur ich.

Da waren keine Schritte. Da waren keine Stimmen. Da waren keine anderen Menschen.

Nur ich, ich.

Ich.

Alleine.

Alleine mit den Stimmen in meinem Kopf, die von innen gegen meine Schläfen drückten und mit harten Fäusten und Füßen gegen meine geschlossenen Lider schlugen und traten.

Mit einem kraftlosen Keuchen sackte ich nach vorne. Konnte meine Hand nicht mehr spüren. Spürte eine bleierne Schwere, die sich über mich legte und mich stetig nach unten drückte. Hörte wie die Stimmen langsam verklangen und mich zurück ließen.

Auf dem dreckigen Boden, neben dem dreckigen Klo.

Ganz *alleine*.

Part XI

END

□

*Das erste Kapitel im neuen Jahr - und das leider schon wieder so spät... Tut mir sehr leid. Passend zu dem doch sehr bedrückendem Kapitel verabschieden wir uns (vor allem ich mich) von meinem zweiten BetaSaRiku - au revoir! q_q Und ich möchte mich - natürlich - noch für all die lieben Kommentare zum letzten Kapitel bedanken. Ihr seid wirklich toll, wir sind jetzt schon bei über hundert (!) Kommentaren und ich hätte nie gedacht, dass die Geschichte mal solchen Anklang finden würde... *gerührt ist* <3*

Und ja, das war schon wieder irgendwie in ein bisschen (für manche vielleicht mehr, für andere vielleicht weniger) Klischeehaltig. Eigentlich wollte ich das gar nicht so weit kommen lassen, aber der Plot rutschte irgendwie davon und... tadaa, jetzt sind wir alleine bei dem dreckigen Klo xD Wie immer dürft ihr mir an dieser Stelle alles auf die Nase binden, was euch beim Lesen

durch den Kopf gegangen ist - und sei es nur, dass es auch nicht gefallen hat ;)

*Und für alle, die die Änderung nicht mitgekriegt haben: schnell auf die Beschreibung schauen, die Begleitmusik anklicken und ! - das ganze Kapitel noch einmal lesen xP (Nein, müsst ihr natürlich nicht tun |D) Ab jetzt gibt es da immer einen kleinen Link, falls es denn so passende Musik zu dem entsprechenden Kapitel gibt (denn hauptsächlich ist es ja **All You Wanted** von M. Branch, das im Hintergrund läuft).*

Ach und übrigens: Wer errät, was es mit dem fremden Jungen auf sich hat, darf sich was wünschen ;D Der spielt nämlich noch eine schöne (oder auch unschöne) Rolle.

Liebe Grüße,

Nikolaus